

Der Deserteur.

Roman von D. Elster.

(3. Fortsetzung.)

Zu Befehl, Herr Leutnant. Es geht immer sehr lustig da zu. Der Wirth ist ein früherer Marktleuder vom Bataillon, der das Wirthshaus von einem Franzosen gepachtet hat. Das Geschäft selbst gehört dem Monsieur Hauwiler."

"So verfahren wohl die Franzosen nicht mehr dort?"

"Nein, Herr Leutnant. Nur die deutschen Soldaten und wenn Tanz ist die jungen Burtschen und Mädchen aus der Umgegend."

"Es ist gut, ich werde mir das Haus einmal ansehen."

Friedrich entfernte sich, darüber nachgrübelnd, was wohl sein Herr Leutnant in der nicht gerade vornehmen Kneipe wollte, die nur für die einfachsten Bedürfnisse eingerichtet war.

Harald dagegen war wieder zweifelhaft geworden, ob man ihn einen solchen Ort als Rendezvous vorzuziehen konnte. Die jungen Damen konnten doch unmöglich in diese Soldatenecke eintreten!

Dennoch entschloß er sich, am Nachmittage, da er zufällig einmal dienstfrei war, nach Bonfontaine hinauszugehen. Er ließ sich von Friedrich den Weg beschreiben und fand das Wirthshaus leicht, welches abseits von dem Dorfe Quatrevents, am Rande eines prächtigen Hochwaldes lag. Das Wirthshaus machte einen etwas vernachlässigten Eindruck. Die Wände und Tische in dem Garten waren von der einfachsten Art, die Gaststube schmutzig und von einem üblen Geruch erfüllt; der Tanzsaal zeigte außer dem Bilde des Kaisers und einigen armligen Hängelampen keinerlei weiteren Schmuck.

Mit schmerzlicher Höflichkeit kam dem jungen Offizier der Wirth entgegen, ebenso schmutzig und verkommen wie das ganze Geschäft. Seinem rothen, aufgedunsenen Gesichte sah man die Trunksucht an.

Hinter dem Büffet schmarte eine sehr dicke, robuste Frau, die Gattin des Wirthes, die ihrem Gesicht nach zu schließen, einen guten Trunk ebenfalls nicht zu verschmähen schien.

Hier konnten die beiden jungen Damen unmöglich eintreten!

Harald ließ sich einen Kognak geben, um doch eine Kleinigkeit zu verzehren.

"Herr Leutnant wollen wohl einen Spaziergang in den Wald machen?" fragte der Wirth.

"Allerdings", entgegnete Harald und setzte hinzu, um nicht unhöflich zu scheinen. "Können Sie mir vielleicht einen hübschen Punkt empfehlen? Ich bin erst seit einigen Wochen hier."

"Ich weiß, Herr Leutnant. Ich kenne Herrn Leutnant aber doch schon. Was aber den Spaziergang anbetrifft, so besuchen Herr Leutnant vielleicht mal die Kapelle zur guten Quelle — aber a la bonne fontaine, wie die Franzosen sagen — welche in einem schönen Thale liegt, kaum eine Viertelstunde von hier."

Harald horchte auf. — Also gab es noch einen zweiten Ort mit diesem Namen? Und dieser Ort lag in einem schönen Waldthale — das war jedenfalls ein geeigneter Ort für ein Rendezvous, als dieses elende Wirthshaus. Er beschloß, die Kapelle aufzusuchen, ließ sich von dem Wirth den Weg beschreiben und brach dann auf.

Ein schmaler Fußpfad führte durch den Wald und endigte in einer romantischen Waldschlucht, durch welche ein kleiner Bach rieselte, der von Farren, Bergklee und Anemonen eingefaßt wurde. Die Schlucht verengte sich mehr und mehr, bis sie durch eine Felsenrinne abgelaufen wurde, in der der kleine Bach als Quelle aus dem Gestein heraussprudelte. Oberhalb der Quelle, auf den Felsen, erhob sich eine kleine Kapelle mit dem Marienbilde, das nach einer frommen Sage in früheren Jahrhunderten "Wunder gewirkt haben" sollte. Noch jetzt schrieben die Landleute der "guten Quelle" heilende Wirkungen bei mancherlei Krankheiten zu.

Der Ort war jedenfalls von einem romantischen Reiz umflossen, der auch auf Harald seinen Eindruck nicht verfehlte. In gehobener Stimmung schritt er dahin, von der Hoffnung befeuert, Henriette hier zu finden. Keinen herrlicheren Winkel konnte man sich denken, wo zwei liebende Herzen sich einander erschließen sollten.

Als sich Harald der Quelle näherte, glaubte er ein leises Geflüster und ein schelmisches Lachen zu hören. Rasch trat er näher — ein leichter Schrei — Henriette und Julie standen vor ihm, scheinbar sehr erschreckt und verlegen und doch, was Julie anlangte, ein niedliches Lächeln auf den frischen Lippen.

"Verzeihen Sie, meine Damen..." hub er an, aber er kam nicht weiter, denn Henriette trat ihm entgegen und unterdrückte, indem eine dunkle Blutwelle ihre Wangen überfluthete.

"Herr Leutnant", sagte sie auf deutsch, dem man einen leichten süddeutschen Akzent anhörte, "wir müssen Sie um Entschuldigung bitten, daß wir uns einen Scherz mit Ihnen erlaubt haben. Ich bin freilich un-

schuldig, meine Cousine erzählte mir soeben erst, daß sie den Namen dieses Plazes auf den Tisch geschrieben, um Sie hierherzuladen. Sie weiß, daß dies mein Lieblingsplatz ist und wir oft hierher gehen. — Ich bitte also zu verzeihen..."

"Ich habe nichts zu verzeihen, mein Fräulein", entgegnete Harald. "Ich bin Fräulein Julie im Gegentheile sehr dankbar, daß sie mir Gelegenheit gegeben hat, diesen entzückenden Platz kennen zu lernen und — Sie, mein Fräulein, zu sprechen."

"Was hätten wir uns zu sagen, mein Herr?" fragte Henriette kühl und stolz.

"Ich hätte Ihnen viel, sehr viel zu sagen", rief Harald. "Und ich hoffe, nach den Blumengrüßen, die wir ausgetauscht, würden Sie mich wenigstens anhören."

"Es war ein kindisches Spiel, was Julie mit Ihnen getrieben hat..." Da lachte Julie plötzlich hell auf.

"Oh, Henriette", rief sie, "wie Du Dich doch verstellen kannst! Glauben Sie ihr nicht, Herr Leutnant. Zu dem letzten Streich betenne ich mich freilich, weil Henriette nicht wußte, wie sie Ihnen Antwort geben sollte, aber die Rose kam von ihr..."

"Julie, ich bitte Dich..."

"Und nun willst Du den armen Herrn wieder fortschicken, ohne zu hören, was er Dir zu sagen hat? — Nein, das dardest Du nicht. Du hastest doch sonst so großes Interesse für ihn..."

"Julie, ich befehle Dir, zu schweigen!"

Tief erröthend, in größter Verlegenheit stand Henriette zitternd da. Julie aber lachte wiederum schelmisch auf.

"Ich gehe, mir einen Kranz von Verahmeinnicht zu pflücken", sagte sie. "So lange wirst Du schon dem Herrn Gehör schenken müssen. Au revoir, monsieur", wandte sie sich mit einem niedlichen Anitz an Harald und eilte fort.

"Ich bin Ihrer Großmuth preisgegeben, mein Herr", sagte Henriette mit einem kühlen Lächeln. "Meine Cousine ist eine kleine Hörin..." wandte sie sich ab.

"Sie zürnen, Fräulein Henriette", erwiderte Harald. "Mit Recht vielleicht — und dann habe ich hier nichts zu thun. Wünschen Sie, daß ich mich entferne?"

Er wartete vergebens auf Antwort. Abgewandt von ihm stand Henriette da, einige Blumen zerpflückend. Er trat näher. "Fräulein Henriette, darf ich Ihnen sagen, was mich hierher geführt hat?"

Da schlug sie plötzlich die Hände vor das Gesicht und brach in Thränen aus.

"Hab' ich Sie so sehr beleidigt, Fräulein Henriette? Ich bitte Sie um Verzeihung — ich schwöre Ihnen zu, daß ich niemals verflucht haben würde, mich Ihnen zu nähern, wenn ich gewußt hätte, Sie würden meine Annäherung schmerzlich empfinden. Ich wollte Ihnen nicht wehe thun, Henriette — ich verehere, ich liebe Sie viel zu sehr..." sagen Sie mir nur ein Wort der Verzeihung und ich gehe fort... ich verspreche, Ihnen nie mehr nahe kommen zu wollen, wenn ich auch sehr darunter leiden werde..." Henriette, vom ersten Augenblicke an, da ich Sie sah, haben Sie einen tiefen, unaussprechlichen Eindruck auf mein Herz gemacht... ich werde Sie nie, nie vergessen, wenn Sie mich auch fortgehen heißen... wollen Sie mir nicht ein einziges Wort der Verzeihung des Abschieds sagen?"

Sie schüttelte stumm den Kopf.

"Sie zürnen mir noch immer?"

Wiederum ein stummes Kopfschütteln.

"Sie schiden mich nicht fort?"

Abermals ein Schütteln des kleinen Köpfchens. Da wagte er es, ihre Hand zu ergreifen und sie an die Lippen zu pressen.

"Ich danke Ihnen, Henriette..." Sie machten sich zum glücklichsten Menschen...

Und wieder küßte er ihre Hand. Doch rasch entzog sie ihm diese jetzt und wandte sich ihm zu. Auf ihrem lieblichen Gesichte kämpften Mühsung und Verlegenheit. Sie wollte stolz und unnahbar erscheinen, und doch glühte in ihren Augen der sanfte Strahl der Liebe, und auf ihren Wangen blühten die Rosen der erwachenden Leidenschaft. Ihre Stimme betete leise, als sie sprach:

"Es ist unrecht von mir, Sie angehört zu haben. Aber Sie haben mich überrascht... Sie durften so nicht sprechen, und Sie müssen mir versprechen, nie wieder solche Worte an mich zu richten."

"Henriette..."

"Sie wissen selbst", fuhr sie mit etwas festerer Stimme fort, "welche Hindernisse unserem Verkehr entgegenstehen. Sie wissen, wie mein Vater denkt..."

"Und Sie?"

"Ich denke nicht so, wie mein Vater. Meine Mutter ist eine Deutsche, sie stammt aus Karlsruhe — aber ich

habe mich den Wünschen meines Vaters zu fügen, der seinerseits Grund hat, den Deutschen zu zürnen."

"Darf ich nach dem Grunde fragen?"

"Man hat im Kriege seinen Sohn, meinen Stiefbruder, erschossen..."

"Tausende Menschenleben hat dieser Krieg gekostet!"

"Ja, aber mein Stiefbruder wurde standesrechtlich erschossen, weil er sich den Francitieurs angeschlossen hatte. — Er war erst achtzehn Jahre alt."

"Ein tragisches Geschick... allerdings. Aber... das ist der Krieg."

"Er ist furchtbar — ich weiß es. Ich erzähle Ihnen dies auch nur, um die Stellung meines Vaters zu erklären, zugleich aber auch, um Ihnen zu zeigen, daß jeder Verkehr zwischen uns unmöglich ist."

"Ich sehe es nicht ein, Fräulein Henriette. Ich bin nicht Ihr und Ihres Vaters Feind — vielleicht ist eine Veröhnung doch möglich..."

Sie sahen daraus, daß ich Vertrauen zu Ihnen habe..."

Sie erröthete abermals. "Ich bitte Sie, nicht solche Worte mehr. Ich habe Ihnen diese Unterredung gewünscht, um Ihnen alles das zu sagen..."

Sie sahen daraus, daß ich Vertrauen zu Ihnen habe..."

Und ich danke Ihnen aus tiefstem Herzen dafür. Ich will mich beherrschen, Henriette! Ich will nicht mehr von dem sprechen, was mich so tief bewegt — aber Sie müssen mich dagegen verprechen, daß ich Sie nicht zum letzten Male gesehen habe."

"Wir wohnen in ein und derselben Stadt und diese ist sehr klein. Da werden wir uns noch oft begegnen."

"D nicht so, Henriette! Sie verstehen mich ja... ich darf Sie zuweilen sehen, sprechen... bitte, bitte, Henriette, sagen Sie ja! Sie sollen sich auch nicht über mich zu beklagen haben; ich will ganz ruhig und artig sein..."

Ein schelmisches Lachen spielte um ihre Lippen.

"Wenn das Wetter es erlaubt", sagte sie in leichter Verlegenheit, "machen wir oft einen Spaziergang hierher."

"Dant — tausend Dant!" rief er und ergriß ihre Hand, sie innig küßend.

"Nicht so, nicht so, Herr Leutnant", wehrte sie ab, aber er küßte doch den leisen, weichen Druck ihrer kleinen Hand.

"Kaffen Sie mich jetzt gehen", fuhr sie bittend fort. "Meine Cousine ist schon weit fort — sehen Sie da unten am Bach..."

"Ich werde sie rufen..."

"Nein, lassen Sie! — Ich werde selbst gehen... nein, Sie sollen nicht begleiten. Bitte, bleiben Sie noch."

"Ich werde bleiben und von Ihrer Güte, Ihrer Schönheit träumen, Henriette..."

"Sie sind unverbesserlich. — Leben Sie wohl..."

"Auf Wiedersehen, Henriette?"

"Nun denn — ja — auf Wiedersehen..."

Er wollte ihre Hand erschaffen, aber flink wie ein Reh schlüpfte sie und eilte davon. Er wollte ihr folgen. Doch dann erinnerte er sich ihrer Bitte und er blieb stehen... sie wandte sich noch einmal um, da sandte er ihr eine Rußhaube... sie drohte ihm lachend, dann eilte sie weiter und verschwand im Gebüsch.

Harald athmete tief auf. Er hätte laut hinausjauchzen mögen in den Wald, der vom Abendsonnengold erglänzt vor ihm lag. An der murrenden Quelle streckte er sich nieder in das Moos, schloß die Augen und ließ die Hand und träumte bei dem leisen Murmeln der "guten Quelle" einen glücklichen Traum.

6. Kapitel.

Ein Soldatenball.

Im Wirthshaus. "Zur guten Quelle" ging es laut und lustig her. Es war Sonntag und der frühere Marktleuder und Wirth, der gute Harald, hatte einige Muster engagirt, welche zum Tanz aufstellen mußten. Da schwenkten denn die Jäger von Lüzelsburg die hübschen lothringischen Dorfschönen aus Quatrevents und Richelsdorf, oder wie die umliegenden Dörfer alle hießen, im flotten Walzen in dem mit grünen Tannenzweigen decorirten Saal herum und stampften mit den Füßen, daß der Staub in dichten Wolken aus den alten Dielen des Fußbodens aufwirbelte.

Auch die Mädchen und Hausmädchen von Lüzelsburg hatten sich zu dem Tanzergnügen eingefunden und bildeten unter den Dorfschönen eine gewisse Elite, welche von den Jägern gern zum Tanze geholt wurde. Konnte man mit ihnen doch deutsch schwagen, während die meisten Dorfschönen nur französisch oder ein fast unverständliches Patois, gemischt aus französisch und "Claschisch-Dütsch" sprachen.

An einem langen Tisch im Garten saßen die Honoratioren. Die Feldwebel und älteren Unteroffiziere mit ihren Frauen, zwischen denen sich die Kinder jubelnd und lachend umhertrieben.

Ab und zu kam ein jüngerer Unteroffizier oder auch ein Soldat, um die Frau Feldwebel seiner Kompagnie zum Tanz aufzufordern; gnädig lächelnd gewährte der Herr Feldwebel diese Gunst und würdevoll drehte die "Mutter der Kompagnie" einige Male in dem Saale umher, um dann

erhört und mit hochrothem Kopf an den Honoratioren zurückzutreten.

Um die Ordnung aufrecht zu erhalten war eine Patrouille aus einem jüngeren Unteroffizier und zwei Oberjägern nach dem Wirthshaus geschickt, welche an ihrem Gtado und der Patronentasche an dem Leigiermen kenntlich war. Die Patrouille hatte jedoch einen leichten Dienst, denn wenn es auch laut und lustig zuzuging, die Ordnung wurde nicht gestört.

Aber man konnte ja nicht wissen, was geschah, denn öfter kam es vor, daß sich die Bauernburtschen der Umgegend oder die Arbeiter der in der Nähe liegenden Steinbrüche unter die Tanzenden mischten und dann brach leicht zwischen diesen und den deutschen Soldaten ein Streit aus, der oft in Thätlichkeiten ausartete.

Unter den Tänzerinnen fiel besonders ein junges Mädchen auf, welches zum ersten Mal erschienen war. Es war eine pitante Erscheinung mit großen dunklen Augen und braunem Haar, einem feinen Gesichtchen wie Milch und Blut und von einer schlanken Silbhidengefäßt, die in angenehmen Kontrast zu den meist sehr derben Gestalten der anderen Mädchen stand.

Anfangs zeigte sie eine leichte Verlegenheit in der ihr fremden Umgegend. Bald aber brach ihr jugendlicher Frohsinn durch und sie gab sich dem Erregung des Tanzes mit echt französischer Munterkeit und Anmuth hin.

Sie war mit Friedrich Reimers, dem Burtschen Haralds, gekommen, der sie mit großer Aufmerksamkeit beobachtete und ihr eifersüchtig mit den Augen folgte, wenn sie mit einem anderen tanzte.

"He, Reimers", fragte ihn ein junger flotter Unteroffizier, als ihn seine Tänzerin wieder einmal allein gelassen, "wo haben Sie denn die niedliche kleine Krabbe kennen gelernt? Ich kenne doch sonst alle Mädchen in der Stadt und in der Umgegend. Dient sie in Lüzelsburg?"

"Ja, Herr Unteroffizier..."

"Aber bei keinem unferen Offiziere — sonst müßte ich sie kennen."

"Nein, sie dient bei einem Franzosen — bei Monsieur Hauwiler."

"Alle Wetter... bei dem Kreuzenfreier?! — Und der hat erlaubt, daß sie hierher kommt?"

"Ja..."

"Wie heißt sie?"

"Joanne... den anderen Namen weiß ich nicht."

"Ist auch nicht nötig. Wir wollen uns hier ja nicht verheirathen. Aber, Junge, nimm Dich in Acht, das Mädchen hat ein paar Augen im Kopfe, die einen rasend machen können. Darf ich einmal mit ihr tanzen?"

"Ja, Herr Unteroffizier."

"Spricht sie denn deutsch?"

"Freilich... und ganz gut."

"Da kommt sie wieder. — Na, Fräulein, wie ist's? — Darf ich mir erlauben...?"

Joanne war mit glühendem Gesicht herangetreten. Ihr Busen wogte von der Erregung des Tanzes, ihre Augen blühten, sie lachte, daß man ihre weißen Zähne zwischen den rothen Lippen sah.

Schon wollte sie den Arm des Unteroffiziers, der ihr ted in die Augen sah, nehmen, als sie das traurige und mühselige Gesicht Friedrichs bemerkte.

Rasch zog sie ihren Arm zurück.

"Non — merci, monsieur", sagte sie. "Ich will nicht mehr tanzen. Je suis tres fatiguer... sehr ermüdet."

"Ach was — einen Walzer können wir noch rüstiren", lachte der Unteroffizier und wollte den Arm um ihre Taille legen.

Doch sie stieß seinen Arm zurück und funtelte ihn zornig mit ihren dunklen Augen an.

"Je ne veux pas — gehen Sie!" entgegnete sie in bestimmtem Ton. "Monsieur Friedrich, wollen Sie mir Ihren Arm geben?"

Sie hing sich in seinen Arm und zog den hochbeglückten Burtschen mit sich fort.

"Eine kleine wilde Rahe", knurrte der Unteroffizier. "Na, warte, Dich kriegen wir auch noch zahm."

Dann wandte er sich einer anderen Tänzerin zu, bei der er mehr Glück hatte.

"Wohin gehen wir, Joanne?" fragte Friedrich, den Arm des jungen Mädchens sanft und zärtlich an sich drückend.

Er hatte Joanne zufällig vor etwa vierzehn Tagen kennen gelernt, als er einige Einkäufe auf dem Wochenmarkte machte. Die zierliche, schlante Gestalt, das feine, pitante Gesichtchen vergaß er nicht wieder, und auch seine kräftige, jugendliche Erscheinung mit dem blondgelockten Haar und den treuen blauen Augen mußte Eindruck auf das Herz der hübschen Französin gemacht haben. Sie lächelte ihn freundlich an, wenn sie sich begegneten, und als er eines Abends wagte, sie anzusprechen, da wies sie ihn nicht zurück, sondern gestattete, daß er sie bis an die Thür ihres Hauses in der Rue de la Paix begleitete, wo sie dann noch eine Weile plaudernd stehen blieb.

Von diesem Tage an trafen sie sich jeden Abend, und wenn auch von Liebe zwischen ihnen noch nicht die Rede gewesen war, so wußten sie doch, daß sie sich lieb hatten.

Was aus dieser Liebe werden sollte, daran dachte Friedrich Reimers nicht. Er war vorläufig noch Soldat — noch zwei Jahre mußte er dienen —

da denkt man wirklich noch nicht an die Zukunft.

Als er sie jetzt fragte, wohin sie gehen wollte, sah sie mit einem kleinen lötetenen Lächeln zu ihm auf.

"Im Saal ist es so heiß", sagte sie. "Wollen wir nicht einen kleinen Spaziergang machen?"

"Herzlich gern. Vielleicht in den Wald — da ist es schön kühl."

"Ach ja, in den Wald! Ich liebe den Wald so sehr. Sie müssen nämlich wissen, Monsieur Friedrich, daß ich im Walde aufgewachsen bin."

"Ich ebenfalls. Mein Vater war Revierjäger, und ich werde 'mal seine Stelle erhalten."

"Das ist schön. Gibt es in Ihrer Heimat so schöne Wälder?"

"Na und ob! — Schöner als hier!"

Und dann erzählte er von seiner schönen thüringischen Heimat, und sie hörte mit gekanntem Köpfchen zu, sich dicht an ihn schmiegend.

So hatten sie den Wald erreicht. Still und kühl war es hier, ein angenehmer Gegenatz zu dem lauten, lärmenden Treiben in dem stauberfüllten Tanzsaal.

"Oh, die schönen Blumen!" rief Joanne und begann eifrig die Blumen abzuspielen, wobei ihr Friedrich half.

Dann setzte sie sich an das Moos unter einer alten Buche und ordnete die Blumen zu einem geschmackvollen Strauß. Friedrich stand vor ihr und sah ihr schweigend zu.

"Weshalb sehen Sie sich nicht neben mich?" sagte sie lächelnd.

"Ich bewundere Ihren Geschmack, mit dem Sie die Blumen ordnen..."

"Ja — das lernt man in Frankreich."

"Sie waren in Frankreich?"

"Fast zwei Jahre... in Nancy. Ach, da ist es schön! Aber so sehen Sie sich doch!"

Er nahm neben ihr Platz und reichte ihr die Blumen einzeln zu. Er konnte nicht sprechen, ihm war so wohl und so schön das Herz, daß er keine Worte fand. Er mußte nur immer das entzückende Bild da vor ihm anschauen, das niemals wieder aus seinem Herzen verschwinden würde.

(Fortsetzung folgt.)

Wacht Geld glücklich?

Seit Präsident Roosevelt sein besonderes Augenmerk auf unsere Millionäre gerichtet hat und sein Bestreben dahin geht, der übermäßigen Anhäufung von Millionen durch einzelne Menschen wirksam entgegen zu treten, sind unsere Kräfte wieder einmal in den Vordergrund allgemeinen Interesses getreten, und da bekanntermaßen unsere Zeitungen jede neu auftauchende Frage gründlichst erörtern, so trat sie jetzt an die so häufig besprochenen Millionäre mit der Frage heran, ob der Besitz so vielen Geldes wirklich glücklich mache oder nicht.

James J. Hill, einer der reichsten unter den Reichen, beantwortete diese Frage dahin, daß er sagte: "Es wird viel Unheil über die 'Leiden' der Millionäre gesprochen und geschrieben. Ich aber gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ein Millionär — ich spreche aus Erfahrung — das Leben ebenso sehr genießt und sich dessen freuen wie ihre ärmeren Nebenmenschen. Ich zum Beispiel müßte lügen, wollte ich behaupten, daß ich damals, vor etlichen vierzig Jahren, als ich mir meine paar Dollars pro Woche auf einem Mississippi-Dampfer verdiente, glücklicher war, als ich es jetzt bin. Aber der Besitz des Geldes ist es nicht, der glücklich macht, sondern einzig und allein dessen Erwerb. Das rastlose Arbeiten, Streben und Ringen nach dem vorgefertigten Ziele und der Erfolg all der Mühen, nicht aber das Geld an und für sich, das gewährt Befriedigung und erfreut."

Russell Sage, der Wall Street-Krösus, behauptet mit anderen Worten so ziemlich dasselbe. "Ich gebe zu", sagt er, "daß ich nur eine Lust finde, und zwar das Geldmachen. Das Vergnügen, das das Geldmachen bietet, liegt im Ausspannen der Pläne, im Risiko, in das man sich einläßt, und endlich im Erfolge. Ist mir ein Unternehmen glücklich, dann lege ich einfach das Geld in die Bank und freue mich, nicht des Besizes, sondern bloß auf das nächste Unternehmen."

Als Mrs. Sage, die Gattin des Millionärs, einmal gefragt wurde, ob ihr Mann trotz seiner oder vielleicht gerade infolge seiner Millionen eigentlich nicht doch ein recht unglücklicher Mann sei, lachte sie laut auf und versicherte: "Meiner Ansicht nach ist er der glücklichste Mensch in ganz New York. Er würde sich ja nicht einmal Zeit dazu gönnen, um sich unglücklich zu fühlen. Wissen Sie", fuhr sie dann fort, "mein Mann war immer so besessenenhaft, daß er nicht einmal Zeit fand, sich selbst in seinem eigenen Heim gründlich unzufrieden zu machen. Er macht es ganz so wie der sprichwörtlich gewordene Eisenbahningenieur, der seine Kinder nur dann zu Gesicht bekam, wenn seine Frau sie auf die Station brachte, durch die sein Zug durchfuhr, und ihnen dann sagte: 'Seht, Kinder, dort ist der Papa! Neulich hing mein Mann hier umher, ganz wie ein Fremder, sah sich alles an und drehte sich dann plötzlich mit den Worten zu mir: 'Wie herrlich ist es doch hier!'"

W. A. Clark, der Kupferkönig, singt gleichfalls das Lob der schweren Arbeit. "Sehen Sie mich an", begann er, "ich arbeite fest und freue mich meiner Leistungen. Es macht mich über-

glücklich, wenn ich etwas erreiche, wenn ich Erfolg habe. Es ist eine helle Freude, sich sagen zu können, daß man seinen Verstand mit der Lösung eines Problems oder mit einem geschäftlichen Unternehmen beschäftigt hat, und daß alle Bestrebungen von Erfolg begleitet waren. Ich fühle mich noch heute so jung, als wäre ich erst fünf- und zwanzig Jahre alt geworden. Es gibt keine Grenzen für das Feld meiner Thätigkeit. Warum sollte ich auch meine Zeit müßig vergeuden, da doch die Welt mit Riesenschritten vorwärts eilt? Ich kann ja durch meine Arbeit viel Gutes leisten. Tausende von Männern und Frauen hängen von meiner Thätigkeit ab, um sich ihr Brot verdienen zu können. Wie könnte ich mich zurückziehen und Unternehmungen in Schwere lassen, die für jene, deren Zukunft von mir abhängt, so unendlich viel bedeuten?"

"Ich gestehe es gern ein", sagte Schwab, Mitglied des Steel Trust, "daß ich mir das Ziel gesetzt hatte, reich zu werden. Ich lebte für diesen einen Gedanken, ich arbeitete dafür, ich träumte davon, ebenso wie es die meisten Millionäre in jungen Jahren thun. Aber als das Geld herangeflutet kam, so viel Geld, daß ich nicht recht wußte, was ich damit anfangen sollte, da änderten sich meine Ansichten. Der ursprüngliche Beweggrund verschwand, das Geld selbst wurde zur Lebensfrage — etwas Unabänderliches — und ich arbeitete jetzt aus Liebe zur Sache, aus reiner Lust am Geldmachen. Ich kann Sie versichern, das Geldmachen ist eine im höchsten Grade faszinierende Beschäftigung. Je mehr Geld ich bekomme, um so eifriger arbeite und um so einfacher lebe ich und fühle mich dabei so glücklich, daß ich mit meinem Menschen, den ich kenne, tauschen möchte. Ein Mann, der rasch zu Geld kommen will, hat weder Zeit noch Anlage, unglücklich zu sein."

Der verstorbene John J. Blair, der einen Ueberschuß von 20,000,000 Dollars hätte ausstellen können und noch immer ein enorm reicher Mann gewesen wäre, behauptete mit Stolz, daß er keinen einzigen langweiligen Tag erlebt habe, als bis er über achtzig Jahre alt geworden war und das Geldmachen aufgeben mußte. "Um das Geld an und für sich war es mir niemals zu thun", bemerkte er, "aber es kam, und ich hoffe, daß ich es gut verwendet habe. Was mir aber Freude machte, das war die Arbeit des Geldmachens und die Kämpfe und die sie zu besiegen — ja, das ist einfach herrlich!"

Und der alte Herr erzählte sich stillergerührt an der Erinnerung vergangener Zeiten. "Mein Mann, dessen Verstand fortwährend in Anspruch genommen ist und dessen Tage mit Arbeit ausgefüllt sind, kann unglücklich sein, und ist sein Streben von Erfolg begleitet, dann ist er ein beneidenswerther Mensch. Das war mein Loos, und wenn ich zurückschaue, hätte ich mir kein anderes Leben gewünscht."

Das sind die Anschauungen und Aeußerungen der Millionäre — Männer, wie steht es aber mit den Söhnen? Von diesen sollen — angeblich — 95 Prozent ihrer Väter unwürdig sein, wie unlängst ein in Millionärkreisen viel verbreiteter Mann in einer interessanten Rede erklärte. Unter dieser großen Mehrzahl befinden sich allerdings einige, die wenigstens den Schein des geschäftlichen Anstandes wahren, aber selbst ihre guten Eigenschaften sind zweifelhaft. So erklärte zum Beispiel George M. Pullman, der bekannte Millionär, in seinem Testament, daß keiner seiner beiden Söhne ihm Ehre machte, weshalb er sie mit einer jährlichen Leibrente von je \$3000 abfertigte. Es kommt überhaupt sehr selten vor, daß die guten Eigenschaften der reichen Väter sich auf die Söhne vererben. Die jungen Leute gehen an die Hochschulen, aber nicht um dort zu studiren, sondern vielmehr um ihren Reichtum zu genießen, und sich zu unterhalten. Ihre Lebensweise ist leider nur allzu oft ein Vorbild für ihre Angehörigen und ein Aergerniß für die öffentliche Moral.

"Der Rote Sonntag vor dem Schwurgericht wurde in No. 184 der N. Badischen Landeszeitung ausführlich dargestellt. Danach soll der Staatsanwalt behauptet haben: 'Der angeklagte Reaktor Meier hat geradezu den Willen und die Absicht gehabt, die Beamten in ihrer Ehe zu tranken.' Natürlich ist er zu 150 Mark Geldstrafe verurteilt worden. Man soll sich nie in die Ehefäden anderer mischen!"

Richter: "Haben Sie in eigener Sache etwas vortragen?" — Angeklagter: "Euer Ehren, mein Verteidiger hat mich so in Verwirrung gebracht, daß ich wirklich nicht weiß, was ich getan, oder warum ich es getan habe."

Zahnarzt: "Bei schmerzlosem Zahnziehen muß ich Luftgas anwenden, das kostet aber 50 Cents mehr." — Farmer: D, ich denke, die alte Methode tut's auch." — Zahnarzt: "Sie sind ein mutiger Mann." — Farmer: "Na, mir brauchen Sie ihn ja nicht zu ziehen — meiner Frau."

Die Gründer, die einen Billionen Dollar Kohlen-Trust projektirten, um die Einwohner des Landes noch mehr auszufahren, sollten sich an den Bogen erinnern, der so lange hält, bis er bricht.